

## Vorgänge in der Gesellschaft.

Von

Fr. Regel.

Der Bericht umfasst die Zeit vom 1. November 1886 bis Mitte März 1887 (vergleiche oben S. 110 bis 114).

Im ersten Teile des verflossenen Wintersemesters fanden noch zwei Vortragsabende statt: Am 22. November sprach Privatdozent Dr. Walther (Jena) über „die Untersuchung des Meeresgrundes im Golf von Neapel“ (mit Demonstrationen). Eröffnet wurde diese Versammlung vom Referenten mit einer Reihe geschäftlicher Mitteilungen und einer Übersicht der wichtigsten kürzlich vollendeten oder noch im Gange befindlichen geographischen Expeditionen und Forschungsreisen.

Der Vortragende dieses Abends, Dr. Walther, versetzte nunmehr in frischer, anregender Schilderung die Anwesenden an den Golf von Neapel, um sie im Geiste teil nehmen zu lassen an den Untersuchungen, welche er in Gemeinschaft mit dem italienischen Seeoffizier Colombo daselbst vor nicht langer Zeit angestellt. Er besprach hauptsächlich die Methoden derartiger Arbeiten über die Beschaffenheit des Meeresgrundes mit Lot und Schleppnetz und die Entstehung der daselbst abgelagerten Schichten vom Ufer aus bei größerer Entfernung von der Küste: er unterschied eine Sandzone, ein Schlammgebiet mit Bimsteinen, eine Region der Kalksande (mit Detritus von Hummern und anderen Krustern), und besprach die Verbreitung der Korallen und Kalkalgen. Zum Schluss gab er eine durch Kartenskizzen veranschaulichte Darstellung des Golfes mit seinen isolierten unterseeischen Erhebungen (Sekken). Eine Auswahl der daselbst gesammelten Grundproben und der gemachten organischen Funde wurde von ihm während des Vortrags demonstriert.

Am 7. Dezember sprach sodann, vom Vorsitzenden herzlich begrüßt, Premierleutnant Kund (aus Berlin) über „seine Reisen im südlichen Kongobecken“. Einem zusammenfassenden Überblick der von ihm bereisten Gebiete (vergleiche Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Erdkunde 1886, Nr. VI, S. 313 u. ff.) folgte eine eingehende Schilderung zweier bestimmter Reisetage, durch

welche die zahlreichen Hörer ein sehr plastisches Bild der von Kund mit Leutnant Tappenbeck ausgeführten Reise gewannen. Die Darstellung des zweiten Tages auf der so bedeutsamen Lukenge-Expedition geben wir mit den eigenen Worten des Vortragenden wieder:

„Am nächsten Morgen stehen wir nach erquicklichem Nachtschlaf mit Sonnenaufgang auf.

Luftdruck und Wärme wird notiert — das Thermometer zeigt (es ist jetzt kühle Jahreszeit) 20 ° C. — dann wird in möglichster Vollkommenheit Toilette gemacht. Der Anzug hat sich schon ziemlich vereinfacht, ein wollenes Hemd, Beinkleider, die nur noch bis zum Knie reichen, da das Gestrüpp in den Wäldern sie unten so zerrissen hat, daß sie bis dahin abgeschnitten werden mußten, ein Filzhut, eine wollene Leibbinde. Es erfolgt ein Rundgang durch das Lager, wobei einige Säumige mit dem Stock aufgemuntert werden müssen. Die freundlichen Eingebornen bringen noch möglichst viel Hühner, Chiconga, Bananen, Palmnüsse, die wir gegen schwarz-weiße rote Taschentücher, Perlen u. s. w. kaufen. Es erfolgt eine Verhandlung mit dem Fumu, ob er uns nicht einen Führer mitgeben wolle. Ihm selbst wird zur Entschädigung für die bei ihm erhaltene freundliche Aufnahme ein reichliches Geschenk gegeben. Dann geht es an das Frühstück, das auf einem Blechkoffer bereit steht. Es ist heute ausgezeichnet. Der Koch hat gestern noch eine ganze Anzahl frische Eier aufgetrieben; sie sind zusammen mit einer Büchse Sardinen, deren Öl gleich das nötige Fett liefert, zu Rührei verarbeitet worden, unserem Lieblingsessen. Dazu Thee und vor dem Aufbruch noch ein Trunk frischen Palmweines, der am Morgen am besten schmeckt, da er dann die frische Nachtkühle von 16 ° C. bewahrt hat.

Weiber und Kinder der Eingebornen sind immer zutraulicher geworden; sie umdrängen uns näher und näher und können sich wieder nicht satt sehen, wie der Weifse mit Messer und Gabel ißt. Sowie das Frühstück beendet ist, wird schnell aufgebrochen, was nie ohne großen Lärm und Geschrei abgeht. Verschiedene Leute muß ich besonders antreiben. Über den Weg haben wir uns schon gestern geeinigt, ihn eine kurze Strecke rekognosziert. Tappenbeck setzt sich mit den ersten Leuten schnell in dem üblichen Gänsemarsch in Bewegung. Ich treibe die andern in die Kolonne hinein. Währenddessen haben unsere Jungen das Eßgeschirr und was sonst noch eingepackt werden muß, von dem Nachtlager schnell in die Blechkoffer geworfen. Ein Blick überallhin, ob nichts vergessen ist, ich greife zu meinem langen Stock, hänge den Karabiner über die Schulter und breche selbst als letzter auf. Von den mich umdrängenden Leuten wird mit einem Händedruck Abschied genommen. „Mbote, mbote, malembe, malembe“: „Ihr seid gut“ und „Frieden, Frieden“ tönt es viestimmig mir nach.

In froher Stimmung geht es dem schmalen Pfade nach vorwärts nach Osten; erst hinunter zu dem in tiefeingeschnittener Rinne fließenden Dorfbach, der nach beiden Ufern von herrlichen, hochragenden

Bäumen bestanden ist, hinauf zu dem jenseitigen, steil ansteigenden Höhenrücken durch eine Graswildnis, untermischt mit kleinen verkrüppelten Bäumen mit lederartigen Blättern. Diese zeigen Öle und eine große herrlich weisse, betäubend duftende Blüte.

Dann wieder tief hinab in ein Flussthal. Die Ufer sind auf eine breite Strecke versumpft und waldig. Es ist schwer, durch das Gewirr der Wurzeln in der morastigen Masse zu waten. Doch alle Mühen des Weges werden vergessen über dem herrlichen Gefühl, in eine unbekannte Welt vorwärts zu dringen, in der jeder Tag neue Bilder von Land und Leuten und stets wechselnde Situationen bringt. Wenn wir nur täglich Lebensmittel und Wasser finden. Was soll uns aufhalten?

Noch hat die Sonne den Dunstschleier nicht durchbrochen, der über dem Lande lagert. Der Körper fühlt sich frisch; das Marschieren, wenn auch mühsam, erhöht die gesamte Lebensenergie.

Ist nichts über den Weg aufzuschreiben, oder etwas Bemerkenswertes im Gesichtskreis zu beobachten, dann fliegen die Gedanken wohl einmal rückwärts nach Europa in die alten Kreise zurück.

Wahrlich, wir beneiden niemand dort, umgeben von allem Lebenskomfort der zivilisierten Welt.

Auf der jenseitigen Höhe ist ein Dorf sichtbar geworden. Schnell strebt ihm die Karawane zu; ich brauche niemand zu treiben. Ich höre schießen, als ich den Berg hinansteige. Man scheint uns hier mit Freudenschüssen zu empfangen, ist mein erster Gedanke. In der Karawane vor mir entsteht lebhaft Bewegung; alles rennt nach vorn. Doch ist dies häufig in der Nähe von Dörfern der Fall, da für die zuerst Ankommenden Lebensmittel billiger zu haben sind, ich beachte es daher nicht besonders. Da schreit mir mein vor mir gehender Junge zu: „Master, the bush-people begin to fight.“ Ich antworte: „There are only good people.“

Da fliegt mir surrend ein Geschofs um die Ohren, bald höre ich in der Nähe ein zweites. „Sie fechten! sie fechten!“ schreit der Junge. Nun kann ich allerdings nicht mehr daran zweifeln. Ich reisse ihm den Repetier-Karabiner, den ich ihm vorher zum Tragen gegeben habe, da ich mich völliger Sicherheit hingeeben hatte, aus der Hand und laufe, so schnell ich kann, nach vorn bei den bestürzten Loangos vorbei, sie durch Zurufe beruhigend. Atemlos komme ich bei den ersten Häusern an. Ein planloses Geknalle überall. Unsere Leute drängen sich wie eine erschreckte Schafherde um mich herum, mir zurufend: „Master, einer unserer Leute ist tot.“ Ich habe nicht Zeit, mich darum zu kümmern, sondern bin froh, als ich den Jungen, der meine Patronen trägt, gefunden habe. Schnell werden einige Dutzend in die Taschen gesteckt und dahin geeilt, wo das Schießen am heftigsten tobte. Ich treffe dort auch Tappenbeck, der mich mit ein paar Worten über die Lage aufklärt. Er sei kaum in das Dorf gekommen, als einem der ersten unserer Leute ein Pfeil in die Brust geflogen sei. Darauf haben die Eingeborenen, die teils mit Feuersteingewehren, teils mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind, aus der Gegend des jenseitigen Dorfes her ein heftiges Schießen begonnen. Es gelingt uns bald, das

Dorf von Feinden zu säubern. Sie werden noch etwas verfolgt gegen eine Anhöhe hin, wo sie im hohen Grase liegend schießen. Sie werden von da vertrieben, dann zurück zu unseren Leuten, von denen nur einige sich uns angeschlossen haben, während die andern unter einem großen Baume sich gesammelt haben, uns zuschreiend, sie wollten Patronen zum Fechten. Wir hatten ihnen bisher gar keine gegeben, da wir Mißbrauch davon fürchteten. Auch jetzt konnte ich mich noch nicht recht entschließen, sie auszuteilen, da ich die Sache für beendet hielt und alles thun wollte, um mit den Eingeborenen in friedliche Beziehungen zu kommen.

Glücklicherweise hatten wir nur einen Verwundeten. Tief steckte ihm der Pfeil dicht unter dem Herzen in der Brust, so daß der Herzschlag zu fühlen war, wenn man den Schaft des Pfeiles anfaßte. Der arme Bursche schien verloren. Alle Bemühungen, den Pfeil zu entfernen, blieben umsonst.

Während wir noch um ihn beschäftigt sind, erfolgt ein zweiter Angriff; ohne daß es von unserer Seite bemerkt wird, ist ein großer Haufe von Eingeborenen in das Dorf eingebrochen. Es beginnt wieder planloses Geknalle. Unsere Leute erbrechen die Patronenkisten und die Pulverfässer, ich fürchte ihr Schießen mehr als das der Gegner, da sie in ihrer Verwirrung Freund und Feind verwechseln.

Mit Gewalt setze ich es durch, daß nur die mit Zündnadelgewehren Bewaffneten — es sind 15 — sich uns anschließen, als wir zur Verfolgung aufbrechen, nachdem wir die Eingeborenen aus unserer Nähe vertrieben haben. Ihre Zahl wächst durch Zuzug aus den nächsten Dörfern merklich. Die mit Feuerstingewehren bewaffneten Loangos müssen beim Gepäck sitzen bleiben; es wird ihnen kein Pulver gegeben. Tappenbeck und ich verfolgen unsere Angreifer über die nächste Höhe. Ab und zu tauchte rechts und links eine schwarze Gestalt aus dem Grase auf, verschwindet aber blitzschnell.

Stark ermüdet kehren wir zu unserm Dorf zurück. Am Rande desselben finden wir den ersten Toten. Nie vergesse ich seinen Anblick und die schmerzlichen Empfindungen, die sich dabei in mir regen. Fast nackt mit kriegerischem Federputz, Arme und Beine leicht gehrümmt, liegt er auf dem Rücken; der Kopf zur Seite gebogen, Bogen und Pfeil sind der linken Hand entglitten. Es ist eine jugendlich schöne Gestalt in edler Haltung, wie hellenische Bildhauer die plötzlich aus der Kampfesleidenschaft in die erhabene Ruhe des Nichtseins übergegangene Krieger darstellen. Sein Gesicht ist nicht von Schmerz verzerrt, ich kann es nicht sehen ohne das tiefste Mitgefühl. Er ist in die Lunge getroffen, der das rote frische Blut entquillt, neben ihm eine Lache bildend. Ich wende mich weg bei einem zweiten Toten vorbei zu unsern Leuten; zunächst zu dem Verwundeten. Er bietet ein anderes Bild des Jammers. Er kann nicht sitzen und nicht liegen. Die linke Hand hält er krampfhaft an dem tief in der Brust sitzenden Pfeil; angelehnt an einen andern Maun steht er mit geschlossenen Augen, den Schmerz ruhig ertragend.

Wir bieten hohe Belohnungen aus für den, welcher den Pfeil ent-

fernen kann. Es wird versucht durch einen Längsschnitt zwischen die Rippen, ihn besser fassen zu können; aber vergebens.

Ich bemühe mich nun, unter unsere schreienden Leute Ordnung zu bringen, eine Art von Sicherheitsposten auszustellen — da brechen ganz unerwartet zum dritten Male die feindlichen Eingeborenen gegen uns vor. Sie sind in dem dichten Grase bis in das Dorf unbemerkt gekommen. Sie stoßen auf mich als ersten in etwa 15 Schritt Entfernung. Vor meiner Erscheinung stehen sie zuerst wie festgebannt; sie muß etwas Dämonisches für sie haben. Ich benutze den Augenblick, um ihnen zuzuschreien: „golo lo, golo lo, wir wollen nicht fechten“. „Sie werden Dich töten, Master, wenn Du nicht schiefst“, schreien die Loangos hinter uns. Doch keiner wagte, die Waffe wider mich zu heben, ich schieße deshalb auch nicht. Da fallen plötzlich Schüsse. Die Eingeborenen schießen nicht auf mich, aber in den dichten Knäuel der Loangos, so daß drei schwer getroffen zu Boden fallen, und nun geht die Gefechtswut auf beiden Seiten ihren Weg. Wieder werden sie zurückgeschlagen. Während wir folgen, wird mir von unseren Leuten zugeschrien: „Das Buschvolk kommt auch von der andern Seite“. Ich überlasse Tappenbeck die Verfolgung hier und wende mich dorthin. Es sind wenige, die auf der entgegengesetzten Seite vorgegangen sind; ich vertreibe sie mit ein paar Schüssen. Als ich mich in das Dorf zurückwende, kommen mir Loangos entgegen gelaufen mit dem Ruf: Auf der andern Seite sei wieder viel Buschvolk da, ich solle wieder zu Tappenbeck kommen. Erschöpft wende ich mich eilig wieder nach dieser Seite. Ich höre heftiges Feuer, bald surren Geschosse in meiner Nähe vorbei und ich bemerke, daß Tappenbeck allein mit wenigen Loangos gegen eine lange, an einem Buschrande liegende Schützenlinie zu thun hat.

Bald bin ich bei ihm; die Eingeborenen werden wieder in Flucht gesetzt, und wir verfolgen sie nun bis zum letzten Dorfe, das sie auch räumen. Wir zünden es, der Wut unserer Leute nicht Widerstand leisten könnend, an und zeigen den sich auf einer Höhe sammelnden Eingeborenen, wie weit unsere Waffen tragen. Ihren Schreck darüber können wir deutlich erkennen.

Dann zurück zu unserem Dorfe. Die Sonne ist in den Zenith gestiegen. Die Hitze ist groß; unsere Erschöpfung außerordentlich. Alles schreit nach Wasser. Aber wo wird es zu finden sein?

Wir haben nun vier Schwerverwundete. Wie sie wegbringen? Die Lasten, die sie getragen haben, müssen wir teils vernichten, teils andern aufbürden. Während all dieser Anordnungen werden wir noch einmal angegriffen. Wieder hinaus durch das hohe Gras, das unsere Hände zerschneidet; die Zunge klebt am Gaumen, die Kräfte sind erschöpft, doch wird der Angriff wieder abgewiesen. Nun aber müssen wir auf jeden Fall dieses verhängnisvolle Dorf verlassen und eine Anhöhe aufsuchen, von der aus bessere Übersicht ist. Ungestüm verlangen vor dem Aufbruch unsere Leute die Vernichtung des verräterischen Dorfes.

Die Hütten werden angezündet. Zu einem großen Klumpen ge-

ballt, verläßt unsere kleine Schar, die jammernden Verwundeten, wie es gerade geht, mitschleppend, den brennenden Ort. Als ich folge, komme ich noch einmal an Gefallenen vorbei, beleuchtet vom Scheine der Flammen. Ich werde an die Bilder der Ilias erinnert.

Ich mag sie nicht sehen, diese Toten, doch ich muß sie sehen. In dem Wahn, ihre Heimat vor Eindringlingen schützen zu müssen, fielen sie. Sind wir im Recht, die wir glauben im Dienste der Wissenschaft, der Kultur, der Zivilisation in alle Länder eindringen zu können?

Bei dem Pfeilverwundeten kommt einer unserer Leute auf eine gewaltsame Operation: er macht einen breiten Schnitt zwischen den Rippen, biegt diese weit auseinander und bringt in der That den Pfeil heraus. Den anderen Verwundeten können wir die von Feuergewehren herrührenden Geschosse (es sind wahrscheinlich gehackte Eisenstücke oder Raseneisensteinchen) aus den Wunden, die merkwürdigerweise bei allen drei im Fleisch des Schenkels sitzen, nicht entfernen.

Was sind alle Mühen, alle Schwierigkeiten, alle Entbehrungen, die wir durchgemacht haben, im Vergleich zu den Bildern, die der heutige Tag mich sehen liefs! Ich will gern alle tragen, ja doppelt, wenn ich nur verschont bleibe von Gräuelszenen, wie diese, welchen ich aber nicht aus dem Wege gehen kann, wenn ich nicht selber untergehen will!

Mit diesen Gedanken verlasse ich die brennenden Hütten, welche eine unerträgliche Glut verbreiten. Dann wende ich mich den tausend Sorgen zu, welche die Not des Augenblicks erheischt. Sie ist groß genug, um uns ganz in Anspruch zu nehmen. Langsam schleppt sich die Karawane in der glühenden Sonne vorwärts. Alles lechzt nach Wasser. Glücklicherweise treffen wir schon um 3 Uhr auf einen Bach. Dann geht es weiter mit dem Kompafs nach Osten. Die Gegend scheint öde, menschenverlassen. Die Sonne neigt sich. Die Erschöpfung steigt auf das Äußerste. Wenn wir kein Dorf erreichen, wo Lebensmittel finden?

Da, als es schon dunkelt, kommen wir nach vielen Kreuz- und Querzügen an ein kleines Thälchen. Dort unten liefen sich einige Hütten erkennen, zwischen denen lautes Geschrei entsteht, als die Eingeborenen unserer ansichtig werden.

Alles eilt hinab. Mit vieler Mühe gelingt es, durch unaufhörliches Schreien: „Malembe, Malembe, golo lo, golo lo!“ (Friede, Friede, nicht kämpfen, nicht kämpfen!) die Eingeborenen von der Friedfertigkeit unserer Absichten zu überzeugen.

Die Nacht senkt sich bald herab. Jeder bereitet sich, so gut es geht, irgendwo ein Lager und der Schlaf machte die überstandenen bösen Stunden vergessen.“

Am 10. Januar 1887 beging die Gesellschaft die Feier ihres fünfjährigen Stiftungsfestes, über welches wir nachstehend etwas eingehender Bericht erstatten.

Die Festversammlung (in den akademischen Rosensälen).

Ein sehr zahlreiches Publikum, unter ihnen eine Anzahl von Ehrengästen, hatte der Einladung des Vorstandes Folge geleistet.

Seine Magnifizienz der Prorektor der Universität, Hofrat Dr. Eucken, eröffnete die Feier mit einer herzlichen Begrüßung, welche er an die Gesellschaft richtete; er erinnerte an den Geist und die Traditionen, die Jena groß gemacht haben, und an die Anregung, die von hier aus ganz Thüringen, das staatlich vielzersplitterte, befruchtet, vor allem aber an zwei Eigenschaften, die hier liebevolle Pflege fanden: den Drang in die Ferne und die Vertiefung in die Heimat. In dieser Beziehung seien die Universität Jena und die Geographische Gesellschaft von dem gleichen Geiste beseelt; über der Erforschung der Fremde, an der Jena seinen Anteil nahm, seien auch unsere heimischen Gefilde, unsere Berge und Flüsse, nicht vergessen worden. Dies Einlassen auf Probleme habe Jena den charakteristischen Reiz verliehen; es habe ihm an der Wende des Jahrhunderts den Einfluß auf Poesie und Kultur gesichert, habe später mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften so Hervorragendes in der Geschichte der Entwicklungslehre hervorgebracht und sei die Veranlassung, daß es auch heute an den Bestrebungen der geographischen Wissenschaften und an allem, was unser Vaterland bewege, den lebendigsten Anteil nehme. In diesem Sinne rufe er, als Vertreter der Universität, der Geographischen Gesellschaft ein herzliches: *Vivat, crescat, floreat!* zu.

Im Namen der Gesellschaft dankte nunmehr der Vorsitzende der Gesellschaft und gab einen kurzen Überblick ihres Entwicklungsganges: Aus dem am 22. Februar 1881 begründeten „Jenaer Zweigverein des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde zu Halle“ ging in der konstituierenden Versammlung vom 10. Januar 1882 die „Geographische Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena“ hervor, über deren weiteres Wachstum an dieser Stelle früher berichtet wurde. Anfangs ca. 90 Mitglieder zählend, ist dieselbe weiterhin, zumal seit der Verbindung mit dem „Botanischen Verein für Gesamtthüringen“ (1883), sowie durch die Verschmelzung mit dem bisherigen „Verein für Handelsgeographie“ (1886) und der „Sektion Jena des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ zu einem Mitgliederbestand von über 500 angewachsen. Die seit 1882 von ihr herausgegebenen „Mitteilungen“ erlangten die wiederholte Unterstützung der Regierungen von Sachsen-Weimar, Gotha, Altenburg und die einmalige von Meiningen. Im Jahre 1883 geruhte S. Königl. Hoheit der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar das Protektorat zu übernehmen.

Es wurden über 20 Vortragsabende, 4 auswärtige Versammlungen mit einer Reihe von Vorträgen und je einer Ausstellung abgehalten. Mit den zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln wurden die Ziele der Gesellschaft: Erweckung eines regen Interesses für geographische Bestrebungen, insbesondere auch für die thüringische Heimat und für Missionsgeographie, bei diesen Veranstaltungen wie in den Publikationen zu fördern gesucht. Redner giebt noch der Hoffnung auf Erhaltung der staatlichen Subvention Ausdruck und begrüßt die erschienenen Ehrengäste.

Es folgten nunmehr die beiden Vorträge:

Professor Dr. E. Haeckel sprach zunächst über „die Tiefseeforschungen der Challenger-Expedition“.

Eingangs skizziert er die Entwicklung der Tiefseeforschung seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, besonders seit dem Legen eines Kabels zwischen Irland und Nordamerika. Wurden auch einige Schiffe vor der Challenger-Expedition von England ausgesandt, um Tiefseeforschungen anzustellen, so standen doch der letzteren großartigere Hilfsmittel zur Verfügung, welche auf das zweckmäßigste verwendet wurden, ebenso wie die Resultate des Unternehmens späterhin in trefflichster Weise veröffentlicht wurden. Insbesondere wurden jetzt die Methoden der Tiefseeforschung weiter ausgebildet, wobei sich namentlich Dr. Murray große Verdienste erwarb. Die sonst für kriegerische Zwecke bestimmten Schiffsräume waren auf dem Challenger zu wissenschaftlichen Laboratorien umgewandelt; große Mengen von Präparaten und zahlreiche Proben (in Flaschen) wurden von den vielen genau numerierten und astronomisch fixierten Punkten der Route nach Europa zurückgebracht. Hier begann die Ausarbeitung der großartigen wissenschaftlichen Publikationen. Eine ganze Reihe von Bänden wurde bereits ausgegeben. Dieses kostbare Werk erscheint in einer Auflage von 750 Exemplaren, von denen nur 150 Stück in den Buchhandel kommen. Die übrigen werden von der englischen Regierung in freigebigster Weise verschenkt — auch die naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena hat ein Exemplar erhalten.

An der Spitze der Expedition stand ein erprobter Seemann, Mr. Nares, während den wissenschaftlichen Stab der frühere Edinburger Professor Sir Thomson leitete. Sein Assistent war Dr. John Murray, jetzt Ehrendoktor der Universität Jena. Außerdem befanden sich 4 Zoologen, darunter Walseley, bei der Expedition; auch ein deutscher Landsmann, namens Suhm, der aber unterwegs starb, war auf dem Schiff, welches vom Dezember 1872 bis zum Mai 1876 unterwegs war.

Die Reise selbst ging von Portsmouth aus in ungefähr folgender Reihenfolge von statten: Kanarische Inseln, Westindien, Neu-Schottland, zurück nach den Kanaren, Küste von Brasilien, Kap der guten Hoffnung, Arktischer Ozean bis zur Eisbarriere, Südküste Australiens, Sundaarchipel (hier wurde eine Tiefe von 26 742 Fufs gelotet), Japan, Sandwich-Inseln, Valparaiso, Südspitze Amerikas, Buenos Ayres, Sierra Leone (Azoren), Spanien und zurück nach England. Den Meeresboden fand man von zwei Massen von Schlammabsetzungen bedeckt: 1) von Landablagerungen (terrigene Deposita), welche sich an den Küsten bis 150, höchstens bis 200 Meilen vom Land bilden und zwei Achtel des gesamten Meeresboden bedecken, und 2) von Tiefseeablagerungen (abyssale Deposita), welche drei Achtel der Erdoberfläche bedecken. Unter ersteren lassen sich unterscheiden: 1) Küstenabsätze, 2) blauer Schlack, 3) grüner, durch Glaukonit gefärbter Schlamm (z. B. bei Australien), 4) roter Schlamm, durch Ocker gefärbt, ferner 5) Vulkan-Sand und 6) Korallen-Sand. Bei den abyssalen Niederschlägen finden sich keine Muscheln mehr, sondern nur feine Schlammmassen, die aus mikroskopischem Kalk, Kieselpanzern und von Vulkanen herrührenden Bimssteinen bestehen. Diese spielen in dem einen der drei Sedimente, dem Roten-Thon-Sediment, eine große Rolle. Die beiden anderen Sedimente der Tiefseeablagerungen enthalten Kalkschaltiere (Globigerinen) und



Kieseltiere (Radiolarien). Die ersteren, kalkschalige Organismen, die in einer ungeheuren Masse von Individuen vertreten sind, leben hauptsächlich in der Tiefe von 500—1800 Faden (von 250—2800 Faden kommen sie überhaupt vor); in der Tiefe von 2000 Faden (1 Faden = 2 Meter oder 6 Fufs) verschwinden die Globigerinen mehr und mehr und an ihrer Stelle erscheinen die Kiesel-Organismen. Beide Organismen-Reihen zeigen eine wunderbare Fülle von phantastischen Formen und Gestalten, namentlich aber die Radiolarien, mit deren Untersuchung Professor Haeckel selbst im Jahre 1876 beauftragt wurde. Nach fast 10jähriger Arbeit hat er die Untersuchung dieser Abteilung niederer Seetiere vor kurzem abgeschlossen und legte das voluminöse Werk vor. Dasselbe umfaßt ca. 2000 Seiten in Grosquart und beschreibt 4318 Arten (in 739 Gattungen, 85 Familien und 20 Ordnungen) von Radiolarien, während man vor dieser Riesenarbeit nur 459 Arten kannte, so dafs also nicht weniger als 3849 neue Arten hinzukommen, von denen 2328 abgebildet wurden auf 140 prachtvollen Tafeln. Und doch kannte man noch im Jahre 1834 erst überhaupt 2 Arten der Radiolarien, später beschrieb Johannes Müller etwa 50 lebende Arten, und Haeckel selbst gelang es in seiner ersten grossen Monographie über diese Tiergruppe im Jahre 1862, 200 neue Arten (in 113 Gattungen und 15 Familien) zu beschreiben. Trotz dieser ungeheuren Erweiterung der systematischen zoologischen Forschung infolge des vom Challenger beigebrachten Materiales ist jedoch die Untersuchung, wie Haeckel andeutete, noch keineswegs abgeschlossen!

Den zweiten Vortrag hielt Dr. Semon, zur Zeit Assistent am anatomischen Institut der Universität Jena; derselbe sprach über seine „Reise im Niger-Benuëgebiet“, welche er 1885 als Begleiter Robert Flegels ausgeführt hat.

Dr. Semon verlies Hamburg am 12. April 1885 als Mitglied der „Deutschen Niger-Benuë-Expedition“, eine Expedition, die von der „Afrikanischen Gesellschaft“ ausgesandt war und den Auftrag erhalten hatte, das Gebiet des oberen Benuë, insbesondere das Adamauland zu erforschen, Verträge mit den Fürsten dieses Landes, sowie des nordwärts vom Benuë gelegenen grossen und mächtigen Sokotogebietes zu schliessen und ihnen Geschenke des deutschen Kaisers zu überbringen, wissenschaftliche Beobachtungsstationen am oberen Benuë anzulegen und schliesslich bei der Rückkehr, von Adamaua aus südwestwärts vordringend, bei Kamerun die Küste zu erreichen und so die Küstenländer Kameruns zu erforschen. Die Expedition bestand aus 6 Weissen: Robert Flegel als Leiter, Dr. Gürig als Mineralog und Geolog, Tiel als Ingenieur und Maschinist für den kleinen Dampfer, den die Expedition aus Europa mitnahm, ferner aus zwei Freiwilligen (Staudinger und Hartert) und Dr. Semon als stellvertretenden Leiter, Zoolog und Arzt; hierzu kamen noch die beiden schwarzen Begleiter Flegels, welche er von seiner letzten Expedition her nach Europa mitgebracht hatte und die in Deutschland so freundliche und ausgezeichnete Aufnahme gefunden hatten. Aufser dem kleinen, aber gut gebauten Dampfer („Dr. Heinrich Barth“) führte die Expedition ein zerlegbares Holzboot mit

sich; es sollte nämlich versucht werden, zur Zeit des höchsten Wasserstandes vom Benuë und einem seiner Nebenflüsse aus in das Tabori-Sumpfbereich und von dort in den Tsadsee zu gelangen. Damit wäre dann die oft diskutierte Frage entschieden worden, ob ein Zusammenhang zwischen den Wassern des Tsadsees und dem Niger-Benuë existiert.

Der Vortragende berichtet nun zunächst über seine persönlichen Erlebnisse und die Eindrücke, welche er auf der Reise von Hamburg bis Loko am Binuë empfing, woselbst er am Fieber erkrankte und mit Dr. Gürig von Flegel nach der Küste zurücktransportiert werden mußte. Nachdem man in Brafs die eine der Nigermündungen erreicht hatte, begann die beschwerliche Fahrt durch das Delta und den Niger hinauf bis Lokodja, der Einmündungsstelle des Benuë in den Niger. Nur eine Tagereise weiter bis Gaude am Benuë verblieb Flegel bei der Expedition, da in Gaude das Wasser für die weitere Benutzung des Dampfers schon zu flach wurde. Während Flegel mit dem Dampfer nach Brafs zurückfuhr, um den Rest der Gepäckstücke noch zu holen, erhielt der Vortragende den Auftrag, das zerlegbare Boot und das in Benuë gekaufte Kanoe flufsaufwärts bis Loko zu bringen, von wo aus die Landesexpedition nach Lokoto angetreten werden sollte. Diese unerquickliche Fahrt nahm  $2\frac{1}{2}$  Wochen in Anspruch. In Loko blieb die Expedition 2 Monate; hier war es, wo das Fieber eine weitere Verwendung Dr. Semons hemmte.

Im zweiten Teil seines Vortrages gab derselbe sodann folgenden Überblick der politischen und handelspolitischen Lage am Niger-Benuë:

„In den siebenziger Jahren trieben am Niger vier große englische Firmen Handel, die infolge der rücksichtslosen Konkurrenz, die sie, wie dort üblich, einander machten, sehr wenig prosperierten. Der Hauptagent der einen dieser Firmen, ein einsichtiger englischer Mann, namens Mr. Futosh, wußte nun die drei Konkurrenzfirmen zu bewegen, sich mit der seinigen unter Zuziehung noch anderer Kapitalisten zu einer Gesellschaft zu verbinden, der „National African Company Limited“ und so gemeinschaftlich in guter Kameradschaft die Neger auszubenten. Die Erfolge der Kompagnie waren so gute, daß Anfang der achtziger Jahre eine französische Gesellschaft, die „Compagnie du Sénégal“, versuchte, am Niger gleichfalls festen Fuß zu fassen und der „National Company“ Konkurrenz zu machen. Die Engländer nahmen den Kampf auf, gaben ein Jahr lang ihre Waren den Negern zu Spottpreisen ab, verloren selbst große Summen dabei, hatten aber am Ende des Jahres die Genugthuung, daß die finanziell schwächere französische Gesellschaft sich auflösen mußte und noch froh war, ihre Faktoreien und Dampfschiffe den Engländern zu verkaufen. Seitdem wacht die Gesellschaft eifersüchtig über ihre allein herrschende, alles monopolisierende Haltung am Flusse.

Als Flegel nun in mehreren glücklichen Expeditionen das Adamauland am unteren Benuë erforscht und sich durch sein kluges und uneigennütziges Verhalten viel Freunde erworben hatte, kam ihm die nach den Begriffen der englischen Gesellschaft sehr unbescheidene Idee,

die Resultate seiner Forschungen seinen Landsleuten zugänglich zu machen. Allerdings scheiterte Flegels Bemühen, eine deutsche Benuë-Kompagnie zusammenzubringen, an der Unentschlossenheit der deutschen Kapitalisten, und die Zwischenzeit benutzten die Engländer bestens, alles Land am Niger und Benuë aufzukaufen, dessen sie irgend habhaft werden konnten. Man erwarb auch sehr anfechtbare Hoheitsrechte, schickte Flegel und mir (in Lokodja und Schibu Flegel, in Loko mir) Ausweisungsbefehle, drohte, als wir dieselben einfach ignorierten, mit Gewalt, ohne indessen faktisch etwas zu wagen. Auch kam man uns mit der Absendung einer Gesandtschaft nach Sokoto unter dem bekannten Reisenden Thompson zuvor, die, wie die Engländer behaupteten, mit dem mächtigen Sultan dieses Landes einen Monopolvertrag geschlossen hat. Staudinger aber, der später in Sokoto war, versichert, daß davon keine Rede sei und der Sultan den Deutschen genau dieselben Rechte zugesichert habe, wie den Engländern. Wenn es also meine Ansicht ist, daß es einer deutschen Gesellschaft, die am Niger-Benuë aufträte, bei hinreichendem Kapital und guter Leitung wohl möglich wäre, dort festen Fuß zu fassen und sich dort zu behaupten, so glaube ich doch, daß nach Flegels Tode die treibende Kraft zur Inangriffnahme eines solchen Unternehmens fehlt. Die englische Regierung hat neuerdings der „National Company“ eine Royal Chartre erteilt, d. h. eine Urkunde, die ihr vorläufig das Recht zuspricht, in jenem Gebiet die Souveränität zu üben, eine Armee zu halten, Recht zu sprechen u. s. w. Eine solche Royal Chartre wurde seiner Zeit der indischen Kompagnie von der englischen Regierung gegeben. Doch hört hiermit auch der Vergleich auf; niemals wird das Niger-Benuë-Gebiet weder für England noch für Deutschland ein zweites Indien werden. Weder kann der Reichtum des Landes und seiner Bewohner mit Indien verglichen werden, noch wird das Land überhaupt je faktisch einer europäischen Macht gehören. Die Herren dort sind die großen Negerfürsten von Sokoto, Gaude, Nuphe und Adamaua. Sollte es ihnen irgend einmal in den Sinn kommen, die Fremden aus ihren Ländern hinauszuerwerfen, so wird z. B. England ihnen noch viel weniger etwas anhaben können, als ihren Genossen im Ostsudan. Denn erstens sind sie weit mächtiger, besser geeint und genau so fanatische Mohammedaner als jene; ferner aber haben sie in dem mörderischen Klima ihres Landes den besten, für eine europäische Macht unüberwindlichen Bundesgenossen. Ich glaube also, daß Deutschland schwerlich in kolonialpolitischer Hinsicht am Niger-Benuë etwas verloren hat. Ein rein kommerzielles Unternehmen kann, wenn mit nötigem Nachdruck unternommen, wohl prosperieren. Das aber ist Sache der betreffenden Kaufleute, sich dort festzusetzen und durchzuschlagen; dem steht auch heute nichts im Wege. Zum Lande der Auswanderung aber, zu der echten Kolonisation, eignet sich das Niger-Benuë-Gebiet ebensowenig als Kamerun oder — nach dem Urteile vorurteilsfreier und unparteiischer Sachverständiger — irgend ein Gebiet des tropischen Afrika.“

Ein fröhliches Festmahl im Saale des „Bären“ bildete den Abschluss der Feier. Die hinter schönen Blattpflanzen aus der Gärtnerei von L. Maurer, zwischen denen die Büsten des Kaisers und des Großherzogs hervorragten, aufgestellte Stadt-Kapelle führte die Teilnehmer mit den eigenartigen Weisen der Nationalhymnen überseeischer Nationen in alle Welttheile. Von Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, war folgendes Telegramm eingelaufen: „Ich danke der Geographischen Gesellschaft für Thüringen aufrichtig für ihre Begrüßung und erwidere dieselbe durch den herzlichen Wunsch, daß sie ferner gedeihe und ihrem Zwecke auf das richtigste diene. Karl Alexander“. Auch von dem Verein für Erdkunde in Halle und von der Geographischen Anstalt zu Gotha liefen Telegramme in gebundener Rede ein. Mitglieder aus Weimar, Erfurt, Dornburg, Pößneck hatten sich an der Tafel eingefunden, an welcher gegen 100 Personen Teil nahmen.

Am 19. Januar fand sodann eine weitere Versammlung statt, welche gemeinschaftlich mit dem Gewerbevereine abgehalten wurde: in derselben sprach Dr. Haacke (früher Assistent am hiesigen zoologischen Institut), welcher über 5 Jahre in Australien und Neu-Seeland gelebt hat, über Neuguinea. Als Teilnehmer der 1885 von Australien ausgesandten Expedition unter Kapitän Evrill berichtete derselbe hauptsächlich über die Erlebnisse dieser Expedition. Dieselbe gestaltete sich im wesentlichen zu einer Stromfahrt auf dem größten Flusse Neuguineas, dem Fly-Flusse. Zwar wurde er nur bis zur Mitte seines Laufes befahren und dann sein größter Nebenfluß, der bis dahin noch ganz unbekannt Stricklandfluß, verfolgt. Etwa 120 geographische Meilen wurden im ganzen stromaufwärts zurückgelegt, wovon die Hälfte wohl auf den Stricklandfluß entfällt. Der Fly bildet ein mächtiges inselreiches Delta von 20 Meilen Breite. Die Weite seiner Hauptmündung beträgt nicht weniger als 6 Meilen, aber dort, wo die Expedition auf dem Stricklandfluß zur Umkehr gezwungen wurde, war derselbe kaum 30 Meter breit. An dieser Stelle tritt der Fluß aus einer Schlucht des schroff sich vor der Ebene erhebenden Gebirges hervor. Im Anfange der Stromfahrt stiefs die Expedition auf keine sonderlichen Schwierigkeiten, die Strömung im Fly und im Unterlaufe des Stricklandflusses war kaum merklich und überall war trefflicher Ankergrund. Aber im Mittellaufe des Stricklandflusses zeigten sich Stromschnellen, gleichzeitig wurde das Flußbett steinig, so daß der Anker nicht mehr faßte. Der Tiefgang des Dampfers war zu groß, und so fuhr er eines Tages auf, und 8 Wochen dauerte es, ehe er wieder flott wurde. Etwa 20 Meilen vom Fusse des Gebirges war der Dampfer liegen geblieben; diese 20 Meilen legten 12 Mitglieder der Expedition im Walboote unter unendlichen Schwierigkeiten zurück. Durchschnittlich wurden täglich nur 2 Meilen zurückgelegt. Zurück zum Dampfer ging es natürlich schneller. Das Resultat der Expedition war, daß man weiter ins Innere vorgedrungen war, als irgend jemand vorher. Der Mittelpunkt der Insel nach Norden zu war noch etwas überschritten wor-

den. Gerade vier Monate lang hatte die Expedition gedauert. Sie zählte 24 Mitglieder, 12 Europäer und 12 Malayen. Der Fluß war überall mit dichtem Urwald bestanden und nur kleine Ausflüge in denselben ließen sich bewerkstelligen. Die Vegetation, die auf solchen Ausflügen und vom Fluße aus beobachtet werden konnte, war eine überaus grofsartige.

Besonders gelungen war die Schilderung einer Jagd in dem fast undurchdringlichen Walde, durch dessen mit kolossalen Schlingpflanzen dicht verwobene Riesenbäume der Jäger sich mit dem Hirschfänger Bahn brechen muß, durch Mangroven-, Kokos- und Sumpfpalmen mit 50 Fufs langen Blättern, Feigenbäumen mit 3 m dickem Stamm, Sago-palmen, Bambusen u. s. w. „Der australische Jagdsport ist kein angenehmer Spaziergang und erfordert ein angestrengt waches Auge und Ohr. Zu hören ist anfangs nicht viel; das Getier ist schweigsam, und es herrscht Grabesstille im Dunkel des Urwaldes. Der Jäger lagert sich an einer Stelle im Dickicht. Da raschelt es im Baumgeflecht. Der Waidmann stellt sich, vielleicht der Ankunft feindlich gesinnter Papuas gewärtig. Es ist aber nur die harmlose Erscheinung einer 3 bis 4 Fufs langen Rieseneidechse. Ein Schufs kracht, der Saurier liegt darnieder, und das Echo des Knalls ist das Gekreisich eines Kakadus. Ein Vogel huscht durch die hohen Laubkronen. Wieder ein Schufs, und als Opfer der Büchse fällt ein Papagei aus der Höhe nieder. Eine liebliche Gestalt aus der Vogelwelt, das reizende Vöglein Galatea, eine Art Eisvogel, kommt in die Schufsweite. Der verhärtetste Jagdfanatik wird angesichts der seelenvollen Lieblichkeit des kleinen in herrlicher Federpracht schimmernden Geschöpfs sein Rohr in Ruhe setzen; nur der mitleidlose Naturforscher drückt zögernd ab, um die seltene Beute für seine Sammlung zu erobern. Die Jagd ist nicht ergiebig im Urwald; man ist froh, wenn einem alle Stunden ein Vogel oder sonstiges Jagdtier in Schufsweite kommt. Nur wenn man die zu Millionen vorhandenen fliegenden Hunde an einer Waldesstelle antrifft, wo die Bäume, an die sie sich anhängen, wie schwarz anzusehen sind, dann schießt man aufs Geratewohl los und bringt reiche Jagdbeute heim. Der fliegende Hund ist dort ein geschätztes Wildpret, dessen weisses und zartes Fleisch an Hühnerfleisch erinnert.“ — Mit besonderer Vorliebe verweilte Redner bei seinen Erlebnissen in den Ansiedelungen der Papuas und beschrieb das höchst malerische Schauspiel eines Kriegstanzes dieser Wilden in dem Kriegsschmuck ihrer weifs, gelb und rot bemalten Gesichter mit dem Stirndiadem aus Federn vom Paradiesvogel (der eigentlich nur ein Rabe in Galakostüm ist) und Kasuar mit bunten Baretten, deren Form an unsere studentischen Cereviskappen erinnert, oder mit rotgefärbtem Grasbüschel im Haar, eine Schärpe um den nackten Leib, das Antlitz oft durch in der Nase angebrachte Eberhauer bis zur Teufelsfratze entstellt.

Die Begegnungen mit den Eingeborenen waren wiederholt von aufregender Art. Im ganzen waren dieselben aber nicht häufig, da die Ufer beider Flüsse nur schwach bevölkert sind. Die meisten Eingeborenen hatten noch nie einen Weissen gesehen. Die Papuas sind vor

allem vorsichtig und mißtrauisch; als Waffen dienen Steinkeule, Bogen und Spiess, dann haben sie noch Steinbeile und Feuersteinmesser. Zu wirklichen Feindseligkeiten mit den Eingeborenen kam es auch einmal: der Angriff wurde durch jenen Kriegstanz eingeleitet. Schliesslich berichtet Redner aber auch über einen herzlichen Empfang in dem Dorfe Sumante im Delta des Fly-Flusses, welcher Ort zwei Mal besucht wurde.

In der Versammlung vom 1. Februar 1887 sprach ferner Missionsinspektor Büttner aus Berlin über die Station Rehoboth, den Sitz des Reichskommissars für Südwestafrika.

Rehoboth, wo seit fünfzig Jahren, allerdings mit Unterbrechung, deutsche Missionare gearbeitet haben, liegt in der Mitte zwischen Damaraland und Namaqualand, 5400' hoch, zwischen dem Urgestein von Damaraland und dem Sandstein von Namaqualand; die eingeborenen Urwohner sind Herero und Hottentotten.

Wichtig für den Platz ist der Besitz einer heissen Quelle, ( $52^{\circ}$ — $60^{\circ}$  C.) die, unabhängig vom atmosphärischen Niederschlag, sehr reichliches, aber schwefelhaltiges Wasser liefert, was dem Vieh jedoch gut bekommt. Der Wald tritt nicht dicht, sondern parkartig stehend, bis an die Häuser von Rehoboth; vorzügliches Weideland, zum besten gehörend, findet sich rings herum.

Bei der Ankunft der Missionare sassen hier die sogenannten „Swartboois“ (Hottentotten); Missionar Kleinschmidt arbeitete zuerst unter ihnen mit gutem Erfolg, obschon vielfache Störung und Unterbrechung nicht zu vermeiden war, weil die Missionare, um Lebensmittel herbeizuschaffen, nach der Kapstadt öfters reisen mußten. Viel schlimmer in der Folgezeit erwies sich aber das Eindringen räuberischer Kap-Hottentotten, die das Wild verschreckten, die Herero ihres Viehs beraubten und die ansässigen Hottentotten zwingen wollten, mit ihnen zu gehen. Nach langem Zögern kamen letztere endlich so weit, zusammen mit den Herero auswandern zu wollen, aber kaum zwei Tage unterwegs, werden sie von ihren Feinden in einem grasigen Thale überrascht und verlieren durch die Anzündung des Grases ihre sämtliche Habe; Missionar Kleinschmidt, obwohl totkrank, war auch mit seiner Familie geflohen und stirbt nach 8 Tagen. Dies geschah im Jahre 1861.

Nach diesen traurigen Ereignissen stand die Station bis 1870 völlig verlassen: alles verfiel, nur das Wild, besonders Antilopen und Strauße, vermehrte sich wieder, so daß der Platz wohl begehrenswert erscheinen mochte.

Damals nun waren die „Bastards“, die Mischlinge von Buren und Eingeborenen, welche anfangs als Sklaven gelebt hatten, dann aber frei geworden waren und, sich immer mehr emporarbeitend, das Land zwischen Olifant- und Orangefluß zahlreich bewohnten, durch endlose Streitigkeiten mit der englischen Kapregierung wegen des Grundbesitzes in einer Weise gestört und beunruhigt, daß sie sich allmählich aus ihren blühenden Gemeinden herausgedrängt sahen. So kamen sie auf den Gedanken, Häuptling Hermann v. Wiik, den sie sich selbst gewählt hatten, nach Rehoboth zu senden, um wo möglich von den Herero und Hottentotten, die dort wieder sassen, den Platz als Lehen zu über-

nehmen. Dies ging auch nach Wunsch von statten, die Bastards wanderten ein und gründeten ein eigenes Gemeinwesen, eine Art Republik; Verdienst fand sich, sowohl durch Handel mit Straußenfedern, als dadurch, daß fast der ganze Frachtverkehr in ihre Hände gelangte; es wurden dauerhafte Häuser gebaut, die Kirche ausgebaut, einige deutsche Kaufleute ließen sich nieder.

Aber bald mußte die junge Kolonie wieder zu den Waffen greifen; es galt, zum Teil recht schwere Kämpfe mit räuberischen Hottentotten zu bestehen; Rehoboth war deshalb, um genügend verteidigt werden zu können, in eine Art Festung verwandelt worden, jedes Haus stellte eine Burg für sich dar. In dieser Lage baten die Bastards um den Schutz des deutschen Reiches, der ihnen gern gewährt wurde: 1885 kam Büttner nach Rehoboth, um offiziell den Ort unter die Oberhoheit Deutschlands zu stellen. Die Proklamation geschah in möglichst feierlicher Weise: am 15. Sept. wurde der Vertrag in der Kirche abgeschlossen und in 3 Exemplaren ausgefertigt. Darnach fand vor dem Hause des dortigen Missionars die Hissung der großen deutschen Flagge statt, ein Gebet ward in holländischer Sprache gesprochen und die üblichen zahlreichen Salutschüsse durch die Bastards abgegeben. Die festliche Stimmung wurde noch erhöht dadurch, daß der Vertreter des deutschen Reiches (Büttner) sowohl als der Häuptling (Hermannus v. Wiik) mehrere Ochsen geschenkt hatten, die geschlachtet und verzehrt wurden. Deutsche Lieder wurden gesungen, auch Spiele fehlten nicht.

Ein ernstes Moment kam jedoch hinzu. Unter den Hottentotten war ein Prophet, ein gewisser Hendrik Witbooi, aufgestanden, welcher göttliche Visionen zu haben behauptete und eine große Menge Anhänger um sich zu scharen gewußt hatte. In der Station Rehoboth aber hatte man erfahren, daß dieser Hendrik mit seiner Horde einen großen Zug nach Norden unternehmen wollte, zu irgend welchen „religiösen Zwecken“. Am Tage der Proklamation nun kam nach Rehoboth die Nachricht, daß Hendriks unterwegs sei nach der Station, und es stand zu befürchten, daß er unter Umständen mit Waffengewalt versuchen würde, die Bastards seinem Zuge anzuschließen.

Alles rüstete sich sorgfältig zum Kampfe, obschon man möglichst Neutralität zu halten entschlossen war; die Gefahr ging auch leidlich vorüber, Hendrik erschien zwar, ging auch an einem Sonntag in die Kirche, zog aber wieder ab, da Hermannus v. Wiik mit Berufung auf seine neuerdings mit dem deutschen Reiche eingegangenen Verträge nicht mitgehen zu können erklärte.

So hat sich Rehoboth bis jetzt gehalten; zu Anfang des vorigen Jahres bewilligte der Reichstag das Geld zum Bau eines Regierungsgebäudes im Rehoboth; die Bastards fühlen sich sehr als Deutsche, haben auch schon infolge ihrer Abstammung ein ziemlich europäisches Aussehen; sie sind tüchtige Leute, vorzügliche Reiter, treffliche Schützen. „Wünschen wir ihnen und der ganzen Station auch fernerhin Glück und Erfolg!“, so schloß der Vortragende seine durch Einflechtung zahlreicher Episoden überaus anschaulichen Mitteilungen, die von der zahlreichen Zuhörerschaft mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

In der Versammlung vom 25. Febr. 1887 sprach schliesslich Dr. Pechuël-Loesche über „das tropische Afrika und seine Zukunft“.

Es ist, so führte im Eingange der Vortragende aus, gar wohl zu unterscheiden zwischen Entdeckung und Forschung. Als es galt, möglichst viele Beiträge zur Unterstützung von Reisenden zu gewinnen, mußte man agitatorisch zu Werke gehen und das Sensationelle, den räumlichen Erfolg rühmen. Indem die Tagespresse den guten Zwecken diene, wurde Bedeutendes erreicht, aber mehr und mehr eine einseitige Beurteilung des Erreichten großgezogen. Der Entdecker wurde zur geographischen Autorität. Man kann aber ein ausgezeichneter Entdecker und ein schlechter Geograph sein.

Der Vortragende führte weiter aus, was man vom Forscher verlangen muß, und was der Entdecker bestenfalls leisten kann; wie notgedrungen das Bestreben, möglichst viele Kilometer zurückzulegen, wissenschaftliche Untersuchungen beeinträchtigen muß; wie man schliesslich dahin gelangt ist, daß die Kraft, zu überzeugen, ersetzt wird durch die Sicherheit im Behaupten. So werden Reisende, die sich unkundig erweisen der einfachsten Lehren, deren Urteil über ein Stück Ackerland hier unter uns niemand beachten würde, trotzdem zu Autoritäten für ungeheure Gebiete, von denen sie nur einen einzigen Teil gesehen haben.

Trotz so vieler epochemachenden Reisen ist unsere probehaltige Kenntnis von Afrika überraschend dürftig. Redner entwirft in großen Zügen ein Bild von der Oberflächengestaltung und Bodenbeschaffenheit des tropischen Afrika, von den Verkehrswegen von der Regenverteilung und der Anordnung der natürlichen Vegetation und kommt zu dem Schlusse, daß, wie in allen Ländern, so auch in Afrika fruchtbare und unfruchtbare Gegenden miteinander wechseln. Da aber günstig geartete schon in der Nähe des Meeres liegen, besonders auch in unseren deutschen Schutzländern, wird vorläufig niemand daran denken, im unsicheren Inneren sein Glück zu versuchen. Mit der Entfernung steigen die Kosten des Vertriebes der Produkte; auch erzielen die Massenprodukte Afrikas zu geringe Preise, als daß sie ohne Rücksicht auf Entfernung erworben werden könnten. Daraus ergeben sich die Wertgrenzen. Die kostbaren Produkte sind nicht in solcher Menge vorhanden, daß weitgreifende Handelsunternehmungen dauernden Gewinn bringen könnten.

Es klingt wohl sehr verlockend, wenn gesagt wird, daß für eine Ware im Werte von wenigen Groschen in Innerafrika ein hundertfach wertvollerer Elefantenzahn eingetauscht werden kann. Was kostet es aber, die Ware zum Einkaufsort zu bringen, den Zahn auf den Weltmarkt zu schaffen? Wenn man in Innerafrika plötzlich große Mengen des allenthalben verteilten Elfenbeines erwirbt, wird der Einkaufspreis steigen, der Verkaufspreis sinken; auch wird das Elfenbein bald nicht mehr zu beschaffen sein.

Im übrigen haben wir keine Kunde, daß im unzugänglichen Inneren wirklich produktive Gebiete liegen, wo also arbeitsame Eingee-



borene dem Boden alljährlich einen Überschufs an Erträgen abringen. Viele mögen es im Laufe der Zeit werden. Das Gute liegt jedoch näher an den Küsten, oder doch in Entfernungen, die gewinnbringenden Handel ermöglichen und auch dem Pflanzler Erfolg versprechen. In Ostafrika hat sich England den Zugang zum oberen Nilgebiet, zum Sudan, Deutschland einen Teil des Seegebietes und damit den Zugang zum innersten Afrika gesichert. Obwohl es auch im östlichen Afrika fruchtbare und unfruchtbare Gegenden giebt, sind die Gebiete doch bereits produktiv. Eisenbahnen gingen dort dem Handel entgegen, sie brauchten ihn nicht erst zu schaffen, sie fänden auf jeder Teilstrecke ihre Fracht. Darum schon wären sie der Kongobahn um Jahrzehnte voraus; auch würden sie weit geringere Baukosten verursachen, weil das Terrain günstiger ist. Nur soll man nicht sensationelle Erfolge von heute auf morgen verlangen; die Aufgaben sind groß und schwierig.

Zur Frage der Auswanderung übergehend erklärte der Redner, daß man im allgemeinen gänzlich davon absehen müsse, Ackerbauern mit ihren Familien im tropischen Afrika eine zweite Heimat zu schaffen. Vielleicht sind dazu einige der ostafrikanischen Hochländer geeignet. Wir kennen jedoch ihre Natur zu wenig. Wenn erst einmal unsere thatenfrohe Jugend in den deutschen Schutzgebieten ihre Kräfte erprobt, wird sich das Weitere von selbst ergeben.

Im Nebensaale hatte eine den Vortrag ergänzende Ausstellung afrikanischer Produkte Platz gefunden, denen der Vortragende eine Auswahl seiner zahlreichen — Afrika betreffenden — Aquarelle hinzugefügt hatte. Diese Ausstellung war mehrere Tage dem Publikum zugänglich und erfreute sich eines außerordentlich regen Besuches. Außer dem Vortragenden hatte zu derselben besonders auch Professor Detmer beigetragen, welcher seine lehrreiche und vorzüglich geordnete Produktsammlung für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte. So war z. B. die Kautschukfabrikation vom Rohprodukt bis zum fertigen Fabrikat in einer höchst instruktiven und reichhaltigen Weise vertreten, außerdem die ölliefernde *Elaïs guinensis* und die aus ihr gewonnenen Produkte (von E. Jacobi), sowie Erdnüsse, Kopra, die wichtigsten tropischen Getreidearten, Kopal in prachtvollen Stücken, eine schöne Kollektion von Nutzhölzern, Proben einiger Bodenarten (wie des Laterit), ferner selten schöne Vorkommnisse von Elfenbein u. a. m.

Die Landschaften bezogen sich teils auf das Herero-Gebiet, teils auf den Gebirgslauf des Kongostromes, sowie die tropischen westafrikanischen Küstenländer.

Die Aussteller haben selbst keine Mühe gescheut, um durch wiederholte Erläuterungen die Wißbegierde zahlreicher Interessenten zu befriedigen; auch von den hiesigen Schulen wurde die Ausstellung mehrfach besucht.

Die in den „Satzungen“ vorgeschriebene ordentliche Generalversammlung fand am 25. März statt. In derselben erfolgte der Kassenbericht seitens des Rechnungsführers E. Jacobi, dem die

Versammlung für seine in dem vergangenen Vereinsjahre besonders mühevoll Thätigkeit ihren Dank aussprach<sup>1)</sup>. Der bisherige Vorstand wurde sodann für das neue Vereinsjahr (1887/88) wiedergewählt. Die Vertretung der Gesellschaft auf dem diesjährigen 7. deutschen Geographentag, der in der Osterwoche in Karlsruhe abgehalten wird, wurde dem Referenten übertragen.

Im Dezember 1886 ist die provisorisch beschlossene engere Verbindung der Sektion Jena des deutschen und österreichischen Alpenvereins nunmehr eine definitive geworden (laut Beschluss der auf den 17. Dezember 1886 einberufenen Generalversammlung). In den Vorstand der Sektion wurden für das Vereinsjahr 1887 gewählt: Gymnasiallehrer Dr. B. Ritter als Vorsitzender, Garteninspektor L. Maurer als Stellvertreter, Postdirektor Schimmelpfennig als Rechnungsführer.

Als Geschenke gingen der Gesellschaft zu:

- 1) Gerh. Rohlf's, Quid novi ex Africa (vom Verfasser);
- 2) Hayter, Victorian Year-Book for 1884/85 (von Professor H. Greffrath in Dessau).

Ein ausführliches Verzeichnis des Tauschverkehrs, sowie eine vollständige Mitgliederliste werden erst dem Schlussheft des nächsten Bandes wieder beigelegt werden.

Neu beigetreten sind seit dem 1. November 1887 folgende Mitglieder:

- Bornemann, Dr. F. in Eisenach (Mitglied des Bot. Vereins).
- Börner, Karl, Gastwirt auf der Parashkenmühle bei Jena.
- Büsgen, Dr., Privatdozent in Jena.
- Frühling, Hr. in Jena.
- Gilsa, Freiherr von, Hauptmann und Kompagniechef in Jena.
- Greizer Zeitung in Greiz.
- Hertel, L., Gymnasiallehrer in Greiz.
- Hüffner, Medizinalassessor in Jena.
- Kempff, stud. chem. in Jena.
- Kluge, Dr. Th., o. ö. Professor in Jena.
- Koch, Wilhelm in Jena.
- Krüger, Verlagsbuchhändler in Weimar.
- Kükenthal, Dr. W. in Jena.
- Leubuscher, Dr. med. O., Privatdozent in Jena.
- Pahlhorn, O., Lehrer in Jena.
- Pierer, Oberstleutnant a. D. in Jena.
- Prüssing, G., Fabrikbesitzer in Jena.
- Rein, Dr. W., Professor in Jena.
- Ritter, Lehrer in Suhl.
- Schott, O., stud. in Jena (als außerordentliches Mitglied).
- von Seelhorst, vormals Leutnant zur See, in Jena.
- Semon, Dr., Assistent am anatom. Institut in Jena.
- Stapf, Rechtsanwalt in Jena.
- Tzermak, stud. med. in Jena.

1) Als Kassenrevisoren fungieren (Satzungen § 11) die Herren Major Korn, Buchdruckereibesitzer H. Pohle und Rentner Wiegmann.

Voigt-Franke, Frau in Jena.

Weber, Aug., in Jena.

Weissenborn, Dr. ph., Assistent am zoologischen Institut zu Jena.

Zerbst, Max, Student in Jena.

Durch den Tod sind ausgeschieden: Freiherr R. von Uechtritz und Professor Dr. Eichler in Berlin, beide Ehrenmitglieder des Botanischen Vereins für Gesamthüringen, sowie Justizrat Dr. Martin aus Jena und Dr. med. Vischer aus Frankfurt a./M. (Mitglied des Bot. Vereins); ferner haben sich für das neue Vereinsjahr 1887/88 eine Anzahl Mitglieder abgemeldet. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig, 1. April 1887: 24 Ehrenmitglieder, 28 korrespondierende und 501 ordentliche, 1 außerordentliches Mitglied, zusammen 554, sie tritt somit mit dem gleichen Bestand wie am 18. November 1886 in das neue Vereinsjahr über.

### Die Cholera in Chile.

Von unserem Ehrenmitgliede Dr. Karl Martin, praktischem Arzt in Puerto Montt (Chile), dem mehrjährigen verdienten Vorsitzenden des Vereins für Handelsgeographie, welcher nach wie vor ein reges Interesse für unsere Gesellschaft bethätigt, läuft soeben bei Abschluss der Redaktion folgende Mitteilung ein:

„Vor  $1\frac{1}{2}$  Jahre etwa trat, von einem italienischen Schiffe eingeführt, die Cholera in Buenos Aires auf bald nachher in Rosario, Provinz Santa Fé am Rio Paraná. Eine kurze Zeit schien die Krankheit in diesen Städten Halt zu machen und die um dieselben gezogenen Kordons zu respektieren. Aber da sich bald auch verdächtige Fälle in dem mit Rosario durch rasche Eisenbahnzüge verbundenen Córdoba in der Mitte der Argentinischen Republik zeigte, befahl die Zentralregierung der Republik, alle Kordons aufzuheben. Sie schickte sogar thörichterweise aus Buenos Aires Truppen aus, um die hier und da mit Härte und der bei südamerikanischen Soldaten häufigen Grausamkeit ausgeübten Kordons zu sprengen. Da nun gerade in den Kasernen und den von Soldaten bewachten Gefängnissen die Cholera herrschte, verbreiteten diese die Krankheit weiter. Die mit der Durchbrechung der Kordons beauftragten Soldaten brachten sie nach Mendoza, wo sie bald mit Heftigkeit wütete. Mendoza ist bekanntlich vor 25 Jahren von einem überaus heftigen Erdbeben und darauf folgenden Feuer zerstört, sehr viele Menschen dabei getötet worden. Man baute die Stadt an einer benachbarten Stelle der ganz ebenen Fläche wieder an. Die Gegend ist überaus fruchtbar, trocken und im Sommer sehr heiß, aber so eben, daß die Kanalisation schwierig, die Wasserversorgung unregelmäßig ist. Jetzt herrscht dort die Cholera seit etwa 3 Monaten, es sollen manchmal an einem Tage über 100 Menschen in der etwa 20 000 Ew. zählenden Provinzialstadt gestorben sein. Sobald die Krankheit dorthin kam, dekretierte die chilenische Regierung völlige Absperrung: kein Schiff, welches einen Hafen des La Plata berührt hatte, durfte mit Chile in Verkehr treten, auch Lebensmittel, Wasser und Kohlen sollten ihm verweigert werden, mit Schüssen solle es

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1887

Band/Volume: [5](#)

Autor(en)/Author(s): Regel Fritz (Friedrich) Christian Leopold

Artikel/Article: [Vorgänge in der Gesellschaft 174-192](#)